

Nimmer heimatlos!

Gedanken und Erinnerungen von Peter Schneider

(Fortsetzung.)

Und doch hätte ich, wenn es der erbgeschichtliche Zufall so gewollt hätte, jenes ungewöhnliche Ahnungsvermögen erben können, das meiner Schwester Sibylla zuteil wurde. Sie hatte dies von dem mütterlichen Großvater meiner Mutter, der als richtiger Schäfer mehr wußte als andere Menschen. Er, geboren in Adelsdorf (1128 Otelohesdorf) im Alschthal, war herrschaftlicher Schafmeister, zuerst im Bannkreis des alten fränkischen Königshofs Forchheim, in Thurn bei Heroldsbach (1007 Herigoltesbach, „Bach des (Edlen) Herigolt“); später hütete er die Herden eines Barons von Pflemmern in dem Dorf Sassenfahrt bei Bamberg. Die Bewohner dieser Ortschaft waren in meiner Jugendzeit nicht sonderlich berühmt; aber das kam von später zugezogenem, unruhigem Volk. Den Grundstock bildeten zwangsversiedelte Sachsen, wie denn der Ort im Jahre 1124 als Sassenware, d. h. Sachsenfähre, erscheint. Solche Sachsenbesiedlungen aus der Karolingerzeit finden sich in der ganzen Gegend; ein Sassendorf, d. i. Dorf der Sachsen, liegt auch unfern von Bamberg, die Orte Unter- und Tiefenstürmig erinnern an die Stürmer (Sturmarii), einen Zweig der Nordalbinger, und der alte Seufzling, in großer Nähe von Sassenfahrt, gemahnt in seiner alten Form Siuselingun (1013) an das gelegentlich bezeugte Bölklein der Siusler. Gerade hier war ja auch durch die Nachbarschaft der bedeutenden Frankensiedlungen Buttenheim und Eggolsheim und des Königshofes Forchheim die Möglichkeit gegeben, die in ihrer Heimat so widerspenstigen Sachsen unter leichter Aufsicht zu halten. Genug: Dieser schäferliche Urgroßvater trug trotz seines friedlichen Berufes den altgermanischen Kampfnamen Wichert (Wighart), davor den Namen jenes Apostels, der einst für seinen Meister das Schwert gezogen, und seine jüngste Tochter heiratete den Bauern Balthasar Kröppel, dessen Name sich von Hrotbert, fränkisch gesprochen Chrotebert, herleitet. Dieser besaß einen Hof und 35 Tagwerk Grundbesitz in Großbuchfeld, einem kleinen Dorf mit nur 18 Häusern, das nach Schnaid pfarrte. Eines seiner neun Kinder wurde meine Mutter; und ich bin mir wohl bewußt, was ich dieser Abstammung verdanke. Bei sehr vielen Menschen mag es ungefähr wie bei Goethe sein, daß sie vom Vater Statur und Lebensführung, von der Mutter aber die Frohnatur und Plauderlust geerbt haben. Bei mir ist es im ganzen genommen umgekehrt, indem nämlich Körperlückigkeit und Lebenshaltung in der Hauptache von diesen bäuerlichen Vorfahren, die Lust und Leichtigkeit des Wortes aber von meinen städtischen Ahnen herrührt. Meine Mutter war übrigens nicht ganz so groß wie ihr stattlicher Vater und ihre hochgewachsenen Brüder, sie hatte aber einen schön geformten, langen und ziemlich breiten Schädel, lebendige braune Augen, eine schmale, lange, charaktervolle Nase und sehr langes braunes Haar, das noch im Sarg kaum den einen oder anderen Silberfaden aufwies.

Wie kam die Bauerntochter Sibylla Kröppel dazu, den Stadtbürger Johann Baptist Schneider zu ehelichen? Der Beweggrund ist überaus bezeichnend für Bamberger Verhältnisse. Mein Vater, auf dem Michelsberg zu Bamberg ansässig, war „Landrichter“, wie seine Freunde scherhaft sagten, und ohne Scherz gesagt „Ökonom“, wie man sich früher vor-

nehm auszudrücken beliebte; nach guter Bamberger Mundart war er Häcker. Dieses Wort hatte noch vor wenigen Jahrzehnten seine volle Bedeutung; denn das Land auf den Neuperhügeln Bambergs wurde tatsächlich damals noch nicht mit dem Pflug, sondern mit der Hacke künstgerecht bearbeitet und die Erde zu jenen kleinen Beeten aufgehäuft, die man anderwärts, aber nicht in Bamberg, „Bifänge“ heißt oder hieß. Und wenn heutzutage das Wort Häcker noch an den Winzern des Mainlandes haftet, so stimmt dieser Wortinhalt vor einer gewissen Reihe von Jahrzehnten auch auf das Bamberger Häderturnum noch vollständig. Gerade Bamberg mit seiner nächsten Umgebung ist ein klassischer Boden, um den Wechsel der landwirtschaftlichen Kulturen in dem umstürzlerischen 19. Jahrhundert zu beobachten. Einst war Bamberg's Weinbau nicht unberühmt; der Südhang des Michelsberges bezeichnet in seinem echten alten Namen „Kameraten“ noch die südländische Besonderheit des Weinbaues in Laubgängen, die den Benediktinermönchen durch die Zusammenhänge mit dem Mutterkloster Monte Cassino bekannt geworden sein mögen. Aber gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts verdrängte der Hopfen den Wein; das Bier siegte auf der ganzen Linie; Bamberg wurde eine Hopfenstadt, die nächste Umgebung ein Hopfenland; und jetzt legte der Häcker Hopfengärten an. Neben jener Erinnerung an den Tod Ludwigs II. steht eine andere, ungefähr gleich alte: Dass meinem Vater das schwere Hopfeneisen, mit dem die Löcher für die Stangen gestoßen wurden, auf den Fuß fiel und er infolgedessen wochenlang zu Bett liegen musste. Aber auch der Hopfenbau konnte sich nicht halten; er verschwand gegen Ende des Jahrhunderts aus dem nächsten Umkreis der Stadt, und das spröde Grün des Weins und des Hopfens wurde vielfach durch das dunklere, kräftigere der Obstbäume oder auch nur des Klees und der Runkelrübe (in Bamberg nur Rangerson geheißen) ersetzt. Aber mochte nun der Häcker Wein oder Hopfen oder Rüben bauen: Er brauchte jedenfalls eine Frau, die mit landwirtschaftlichen Dingen umzugehen verstand, und so fand viele Jahrhunderte lang ein sehr natürlicher Zufluss bäuerlichen Blutes nach Bamberg statt, an dem, trotz ihrer sonstigen Abgeschlossenheit, auch die Bamberger Gärtnner einigermaßen teilnahmen. Diese Art von Landflucht hat niemals zur Entwurzelung, zur „Proletarisierung“ geführt; sie war etwas höchst Gesundes, weil sie die vom Land stammenden Menschen dem ererbten, nur etwas abgewandelten Beruf erhielt und so wertvolle Eigenschaften des Bauernstandes nicht zum Untergang verurteilte.

Doch etwas anderes freilich hat diese Blutmischung mit herbeigeführt: Dass Bamberg niemals zu einer völligen Einheit zusammengewachsen ist. Ich berühre damit eine für die Volks- und Landeskunde bedeutsame, aber selbst in der wissenschaftlichen Betrachtung noch lange nicht genug gewürdigte Seite der städtischen Kultur überhaupt. Denn nicht nur Bamberg, sondern noch viele andere Städte haben es nie zu völliger Einheit ihres Kulturbildes gebracht. Überaus reizvoll ist es, von diesem Gesichtspunkt aus die drei fränkischen Hauptstädte Würzburg, Bamberg und Nürnberg miteinander zu vergleichen. Als ich einst in dem Buche „Bamberg, die fränkische Kaiser- und Bischofsstadt“ das Gesamtbild der Stadt zu zeichnen versucht hatte, bemängelte ein Urteiler, dass Vollständigkeit und Gewissenhaftigkeit zu weit getrieben worden seien, und fuhr dann fort: „Vielleicht kann nur ein Fremder eine Stadt scharf und anschaulich erfassen und schildern, weil

er besser als der Einheimische ihre wesentlichen Büge erkennt und nicht wie dieser allzu liebevoll lokalberühmten Kleinigkeiten nachgeht.“ Heute, mehr als zwanzig Jahre später, weiß ich, daß weder ein Fremder noch ein Einheimischer die Stadt Bamberg zu fassen und zu schildern vermag, wenn er ihr Wesen auf einen Nenner zu bringen versucht. Meine Geburtsstadt ist ein schönes Ungeheuer, und ich wende dies Wort in vollem Ernst ganz so an wie einst Wieland, als er es über Goethes Götz von Berlichingen aussprach. Bamberg ist schon äußerlich keine Einheit; es fällt in eine Hügel- und in eine Talstadt (besser: in eine Stadt der Ebene) auseinander, und diese Stadt der Ebene zeigt in ihren Vierteln wieder ganz verschiedene Büge. Die Hügelstadt selbst ist teils aristokratisch-hierarchisch (adelig-priesterlich), teils, in ihren Ausläufern, klein-ländlich-wirtschaftlich, eben dort, wo die Häcker wohnten. Die Talstadt nahm in ihrem Kernstück bemerkenswerte bürgerlich-patrizische Anläufe, wenngleich auch hier stark mit alt-fränkisch-adeligem Wesen durchsetzt; draußen aber, in der Teuerstatt, lag und liegt die völlig wesensverschiedene Gärtnersiedlung. Das alles kann nur als eine Einheit erscheinen, wenn man's aus beträchtlicher Entfernung sieht. Kein Wunder! Heinrich der Heilige hat mit dem Glanz seines Bistums, seines Domes, seiner Gelehrtenschule vieles in Deutschland überstrahlt; aber die stammliche und zum Teil rassische Verschiedenheit der Bewohner seiner Bischofsstadt vermochte er nicht zu beseitigen. Die Franken des Castrums Babenberg — noch im Jahre 1075 halfen sie als auserlesene Reitertruppe dem Kaiser Heinrich IV. die schwere Schlacht an der Unstrut gewinnen — diese Franken wuchsen mit den hauptsächlich ostbaltischen Wenden der Gärtnерstadt nie zusammen. Aber die Bürgerstadt im Tal ist auch nicht mit der geistlichen Stadt zusammengewachsen; dies hinderten die „Immunitäten“ des späteren Mittelalters. Noch uns Kindern war der Begriff „Muntet“ ganz geläufig; wir waren „Muntetenkinder“ vom Michelsberg, und diese Immunität führte bis in die Neuzeit herein ein gewisses Sonderleben; hatte sie doch auch ihren eigenen Friedhof — und eigene Friedhöfe, das weiß der Urgeschichtsforscher wie der Volkskundler, waren zu allen Zeiten der stärkste Ausdruck der Sonderart. Dazu der Blutzusluß vom Umland, dessen wir oben erwähnten! Er stärkte immer wieder von neuem die ländlich-wirtschaftliche Eigenart der äußeren Stadtteile (bei den Gärtnern erhielt sich diese aus eigener Überlieferung), ließ aber diese Menschen auch niemals völlig so zu Bambergern werden wie die Fischer, Schiffer, Müller und Kaufleute der unteren Stadt. Ich möchte dies durch den Hinweis auf mein eigenes Wesen bezeugen. Nur wer als Städter doch in sich eine starke blutmäßige Verbundenheit mit dem sogenannten platten Lande fühlt, ist seelisch imstande, Bestrebungen zu verfolgen, die über den Bannkreis einer jetzigen oder ehemaligen Hauptstadt hinaus ein Stammesgebiet umfassen. Ein auf und ab echter, ein „Stockbamberger“ hätte nie einen „Frankenbund“ ins Leben gerufen; ein Stockwürzburger oder Stocknürnberg er ebenso wenig. Es fehlte die innere Nötigung.

(Fortsetzung folgt.)